

Analysen

Angela Kühner

Kollektive Traumata – Annäherungen an eine sozialpsychologische Diagnose mit Blick auf den 11. September¹

1. Einleitung

„Die Wunden einer Gewalttat kann man nicht immer verbinden“ – mit diesem Satz will die Opferorganisation „Weißer Ring“ für die psychischen Folgen von Gewaltverbrechen sensibilisieren. In der Psychologie werden bestimmte lang anhaltende Gewaltfolgen und andere schwerwiegende Erfahrungen mit dem Konzept „Trauma“ erklärt und beschrieben. Während Trauma ursprünglich eine – von der Medizin übernommene – individuelle, umschriebene Diagnose war, wird der Ausdruck „traumatisch“ oder Trauma in jüngerer Zeit zunehmend allgemeiner verwendet. In diesem Kontext wird der Begriff Trauma auch für Ereignisse benutzt, die größere Gruppen betreffen, zum Beispiel von Menschen gemachte Katastrophen („man made disasters“) wie die Terroranschläge vom 11. September 2001 in den USA.

Der Begriff Trauma hat also nicht nur alltagssprachlich Karriere gemacht, sondern ist zumindest implizit vom individualpsychologischen zum sozialpsychologischen Konzept avanciert, das nun als „kollektives Trauma“ auf (irrationale) Reaktionen und mögliche Spätfolgen von man made disasters verweisen soll. Im vorliegenden Artikel versuche ich, mich von der *Psychologie*² dem Konstrukt

¹ Der Artikel basiert auf einer von der Berghof Stiftung für Konfliktforschung nach dem 11. September 2001 in Auftrag gegebenen Expertise (Kühner 2003). Ich danke Reiner Steinweg von der Berghof Stiftung für unzählige Hinweise (vgl. Steinweg 2002) sowie Cornelia Berens vom Trauma Research Network am Hamburger Institut für Sozialforschung für ihre konzeptionelle Beratung.

² Ich beschränke mich hier wegen des begrenzten Rahmens auf psychologische Zugänge, obwohl ich der Überzeugung bin, dass eine sinnvolle Theorie zu „kollektivem

„kollektives Trauma“ in drei Schritten anzunähern: Dazu werden zunächst typische Merkmale des individuellen Traumas und Interdependenzen zwischen Trauma und Gesellschaft vorgestellt. Danach wird überprüft, inwiefern es auf gesellschaftlicher Ebene tatsächlich Trauma-Merkmale und „trauma-analoge Prozesse“ gibt. Nach einem vorläufigen Fazit zur Übertragbarkeit wird der Versuch unternommen, das Konstrukt „Kollektives Trauma“ systematisch auf die Folgen der Terroranschläge vom 11. September 2001 anzuwenden. Vor diesem Hintergrund wäge ich abschließend die Vor- und Nachteile des Konstrukts ab und plädiere für einen behutsamen Gebrauch.

2. Das Konzept „individuelles Trauma“

Die psychologische Literatur zu Trauma ist in den letzten Jahren immens angewachsen (vgl. Becker 2001a, 2001b; Reemtsma 1999). In der folgenden Darstellung gehe ich kurz auf die allgemeine psychologische Traumadefinition ein, bevor ich im Sinne der Fragestellung auf diejenigen Merkmale individueller Traumatisierung fokussiere, die für Gewalterfahrung typisch und sozialpsychologisch bedeutsam sind.

Jeder Mensch muss im Laufe seines Lebens wiederholt belastende Erfahrungen psychisch verarbeiten und sie schließlich in sein Selbst- und Weltbild integrieren. Gelingt dies, sprechen wir von Belastung, Stress oder normativen Entwicklungskrisen. Als Traumata hingegen werden extrem belastende Ereignisse bezeichnet, die die normalen Bewältigungsmöglichkeiten der Psyche außer Kraft setzen.

Trauma ist dann ein „vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen der Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einher geht und so eine dauerhafte Erschütterung im Selbst- und Weltverständnis bewirkt“ (Fischer/Riedesser 1998, 79). Die *gängige Traumadefinition* umfasst damit sowohl die Folgen extremer Gewalt als auch anderer schwer wiegender Erlebnisse wie

Trauma“ interdisziplinär zu erarbeiten wäre. Der Psychologie käme dabei die Rolle zu, das individuelle Traumakonzept auf das Kollektiv zu übersetzen, wohingegen sich beispielsweise Soziologie, Ethnologie, Literatur- oder Geschichtswissenschaft vom Kollektiv – z. B. vom kollektiven Gedächtnis ausgehend – nähern.

Unfälle, Naturkatastrophen oder Verlust eines nahen Angehörigen ohne Gewalthintergrund. Da sich jedoch die Traumafolgen bei unterschiedlichen Ursachen erheblich unterscheiden, wird in der Literatur kritisiert, dass eine so globale Verwendung (Becker 2001a, 2001b; Brainin/Ligeti/Teicher 1984; Herman 1993) insbesondere den Opfern extremer Gewalt nicht gerecht werde. So wurden verschiedene Spezifizierungen entwickelt, z. B. im Hinblick auf die Folgen von KZ-Haft und Folter der Begriff der „Extremtraumatisierung“. Da jedes Trauma „so konkret und einzigartig, wie es erlebt wurde“ (Niethammer 1995, 43) in Erinnerung bleibt und je nach sozialer und symbolischer Bedeutung eine eigene Dynamik entfaltet, gerät jede Begriffsbildung an Grenzen. Im Folgenden skizziere ich die aus meiner Sicht wichtigsten Merkmale von Traumatisierungen nach extremer Gewalterfahrung.

Menschen reagieren auf ein traumatisches Ereignis meist mit vielfältigen Symptomen, die zwei grundlegenden, entgegen gesetzten Impulsen zugeordnet werden können: Sie erleben einerseits das Geschehen in Träumen und sich aufdrängenden Bildern wieder (Intrusion), manchmal fühlen sie sich durch Auslösereize plötzlich komplett in die Situation zurückversetzt („flashbacks“). Gleichzeitig oder in anderen Phasen gibt es die Tendenz zur Verleugnung, die bis zu Zuständen vollständiger emotionaler Erstarrung und Amnesie reichen kann. Diese zentrale *Dialektik zwischen Wiedererleben und Verleugnung* des Traumas (vgl. Herman 1993) ist Teil eines an sich „funktionalen Bewältigungsprozesses“ (Reddemann/Sachsse 1997). Wichtiger Faktor für Gelingen oder Scheitern dieses Prozesses ist eine ausgewogene soziale Unterstützung.

Für die Schwere des Traumas ist nicht die „objektive“ Schwere des ursprünglichen Ereignisses entscheidend, sondern Trauma ist als lang dauernder *komplexer Prozess* zu verstehen, wie z. B. Keilson in einer Langzeituntersuchung an jüdischen Kriegswaisen zeigte: Unabhängig vom Ausmaß des konkret erlebten Schreckens (z. B. im Versteck) ging es denjenigen Kindern am besten, die in der Nachkriegszeit unter relativ guten Bedingungen aufwuchsen (Keilson 1979). Er sprach von „*sequentieller Traumatisierung*“, bei der die Zeit nach dem eigentlichen Trauma als weitere entscheidende Trauma-Sequenz betrachtet wird. Ein weiteres Merkmal dieser Prozesshaftigkeit ist das Phänomen der *Latenz*. Da das Gewaltopfer während der Tat eine Art Wahrnehmungsschutz aufbaut, wird es von der

vollen Wucht des Traumas oft erst viel später erfasst, so dass manchmal erst nach Jahren Symptome auftreten. In ähnlicher Weise gelang es vielen Holocaust-Überlebenden in Israel, ihr Leben kompetent zu meistern, bis sie im Alter – von außen unerwartet – unter massiven Traumasymptomen zu leiden begannen (Landau/Littwin 2000). Auch die Auswirkungen des Holocaust auf die nachfolgende Generation liegen eher im Bereich einer latenten psychischen Verwundbarkeit (Rieck 1991), ein erster Hinweis darauf, dass das Phänomen der Latenz auch für „kollektive Traumata“ von besonderer Bedeutung ist. Das Konzept der „*Nachträglichkeit*“ benennt ein verwandtes Phänomen, mit dem bereits Freud zu erklären versuchte, warum sexuell missbrauchte Kinder oft erst in der Pubertät Symptome entwickeln: „Das, was in dem Augenblick, in dem es erlebt worden ist, nicht vollständig in einen Bedeutungszusammenhang integriert werden konnte“ (Laplanche/Pontalis 1972, 314), erhält später einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit. Diese *Spätwirkung* des Traumas – oft im Kontext einer neuen Entwicklungsstufe – entsteht durch neue Erkenntnisse über die Tragweite des traumatischen Erlebnisses (z. B. der sexuelle Gehalt oder das Ausmaß der Gefahr).

Ein weiteres zentrales Merkmal von Trauma ist die massive *erschütterung menschlicher Grundüberzeugungen*: der Glaube an eine im Prinzip gute Welt, das Vertrauen in die eigene Selbstwirksamkeit, d. h. in das Gefühl, äußeren Umständen nicht hilflos ausgesetzt zu sein. Wesentlicher Bestandteil der Traumaverarbeitung ist deshalb die Reorganisation und Restitution von Selbst- und Weltverständnis.

Bei der Wiederherstellung des eigenen Selbstverständnisses spielt für die meisten Traumatisierten die Frage nach der *Schuld* am Geschehenen eine zentrale Rolle. Ferenczi (1972) analysierte erstmals den komplexen psychischen Prozess, durch den sich paradoxerweise häufig die Opfer für das schuldig fühlen, was ihnen angetan wurde. Wenn Kinder von einer nahen Bezugsperson Gewalt erfahren, versuchen sie das gute Bild von der Bezugsperson zu erhalten, indem sie sich „zu Recht“ bestraft fühlen bzw. sich mit der Schuld des Täters identifizieren. Ähnliche Prozesse spielen auch für vergleichbar *irrationale Schuldgefühle* bei erwachsenen Opfern eine Rolle – etwa wenn es leichter ist, ein Gefühl der Mitverantwortung zu ertragen als die reale Ohnmacht anzuerkennen. Während bei

sehr vielen Traumatisierungen Macht und Ohnmacht und damit auch Schuld und Unschuld klar festzustellen sind, kann es auch komplizierte Verschränkungen von Unschuld und realer Mitverantwortung geben, die besonders traumatisierend wirken können. So stellt Shay (1994) fest, dass bei vielen Vietnam-Veteranen neben den erlebten Grausamkeiten das reale Versagen vor der eigenen Moral das Trauma kaum bewältigbar macht. Oft ist deshalb die Unterscheidung zwischen realer Verantwortung und zu Unrecht übernommenen Schuldgefühlen ein wichtiger Bestandteil von Traumabearbeitung.

Die Komplexität der Schuldfrage steht auch damit in Zusammenhang, dass die Gewaltausübung des Täters am Opfer als komplexes Beziehungsgeschehen verstehbar ist. Der Täter dringt durch die Tat in die Innenwelt des Opfers ein, wodurch dessen psychische Struktur nachhaltig verändert werden kann, es bleiben also *Spuren des Täters im Opfer*. In vielen Fällen von Gewaltausübung (Folter, Entführungen, sexueller Missbrauch) ist es für das Opfer lebensnotwendig, sich intensiv mit dem Täter zu beschäftigen, um ein Stück Kontrolle über die ansonsten von purer Ohnmacht gekennzeichnete Situation zu bekommen. Aber auch bei wenig oder indirektem Kontakt zwischen Täter und Opfer kann der Täter innerpsychisch seine Spuren hinterlassen: Um die Tat zu verstehen, versucht das Opfer, sich mit den Augen des Täters zu sehen und ist dadurch mit einer extremen Entwertung konfrontiert. Der Täter erkannte die Menschenwürde des Opfers nicht an, hielt es im Extremfall für lebensunwert. Durch die partielle Identifikation mit dem Täter kann Hass zu Selbsthass werden, Mordversuche werden zu Selbstmordimpulsen. Auf paradoxe Weise setzt das Opfer dann das unvollendete Werk des Täters fort.

Die Entwertung des Opfers durch den Täter – in vielen Fällen auch die Art der Tat selbst – kann auch Gefühle massiver *Scham und Demütigung* hervorrufen. Scham, für das, was passiert ist oder die meist irrationale Scham, sich nicht gewehrt zu haben. Oft führt diese Scham zu einer lang anhaltenden Unfähigkeit, über das Erlebte überhaupt zu sprechen. Wiederholen sich Erfahrungen von Beschämung und Demütigung, dann kann es zu schweren psychischen Störungen kommen (Krause 2001). „Selbsthass, Selbstverachtung und Selbstekel als Folge solcher Erfahrungen von Unwert

durchbrechen die Schutzschranken und bedrohen die Identität in ihrem Kern" (Brockhaus 2003, 373).

Brockhaus (2003) und Krause (2001) interpretieren *Racheimpulse und Rachehandlungen* in diesem Sinne als Reparationsversuch der Demütigung. Das Beschämende muss herausbefördert werden, um dann im Anderen gehasst und vernichtet werden zu können: So „... dienen die allerschlimmsten Formen der Zerstörung oft dem vergeblichen Versuch, die Würde wieder herzustellen" (Krause 2001, 939). Während Rache hier in Verbindung mit Demütigung gesehen wird, hebt Herman (1993) den Aspekt der Ohnmacht hervor: Das Opfer dreht in der Rachephantasie die Tat um, wird vom machtlosen Opfer zum mächtigen Täter. Dabei kommt das Opfer jedoch oft in Konflikt mit dem eigenen Selbstbild. Dieser konflikthaften, einsamen Suche nach Rache setzt Herman das Gemeinschaft stiftende Bedürfnis nach Gerechtigkeit entgegen (Herman 1993). Während in dieser Argumentation das Individuum aus therapeutischen Gründen die Rachephantasie aufgeben soll, betont Reemtsma, dass der Racheverzicht in erster Linie Interesse der Gesellschaft sei:

„Fairerweise sollte demnach die staatlich verhängte Strafe nicht als geläutertes Substitut der Rache ausgelobt werden. Sie ist nicht das niedrige Bedürfnis in das sozial Akzeptable transformiert. Denn der Rachewunsch ist kein niedriges Bedürfnis, es sollte (als im Individuum fortbestehender Wunsch) nicht verachtet noch geächtet werden.“ (Reemtsma 2002, 81)

Aus psychologischer Sicht lässt sich Reemtsmas Plädoyer als Hinweis verstehen, den Verzicht des Opfers auf Rache als solchen anzuerkennen.

Die gerade dargestellte Tendenz, die traumatisierende Szene mit umgedrehten Vorzeichen zu wiederholen, kann auch mit dem von Freud beschriebenen *Wiederholungszwang* in Zusammenhang gebracht werden. Freud (1920b) bezog sich damit auf die Tendenz, dass viele Traumatisierte Szenen herstellen oder Szenen aufsuchen (Reinszenierung), die der traumatisierenden Situation ähneln. Man kann die *Reinszenierung* jedoch auch als verzweifelte Selbstheilungsversuch interpretieren, durch den das Opfer versucht, die Szene zu begreifen und diesmal eine andere Erfahrung zu machen.

3. Interdependenzen zwischen individuellem Trauma und Gesellschaft

Bei der Darstellung dieser Merkmale individueller Gewalttraumata wurde bereits deutlich, dass die Verarbeitungsmöglichkeiten des Traumas sehr vom sozialen Kontext abhängen. Dies gilt in besonderem Maße, wenn das einzelne Opfer durch ein Ereignis traumatisiert wurde, das auch für das Kollektiv als Ganzes zentral ist. Umgekehrt hat deshalb auch der Traumatisierte eine spezifische Bedeutung für den kollektiven Umgang.

Keilson (1979) analysiert in der zitierten Studie über jüdische Kriegswaisen in Holland, wie sehr der Umgang mit diesen Kindern davon geprägt war, dass sie sichtbares Zeichen erfolgreichen Widerstands waren. Meist sind überlebende Opfer jedoch ein *ambivalentes Symbol*. So beschreibt Eitinger (1964), dass KZ-Überlebende in Norwegen unmittelbar nach dem Krieg als Helden gefeiert wurden. Mittelfristig entstehe jedoch fast immer eine tiefe Kluft zwischen der Gemeinschaft und den Opfern:

„Die beiden Gruppen stehen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber; auf der einen Seite die Opfer, die vielleicht vergessen wollen, aber nicht vergessen können, und auf der anderen Seite all diejenigen, die aufgrund starker oft unbewusster Motive vergessen wollen und auch vergessen können. Der Kontrast ... ist oft für beide Seiten sehr schmerzvoll. In diesem stummen und ungleichen Dialog verliert immer der Schwächere.“ (Eitinger 1980, Übersetzung in Herman 1993, 18)

In den letzten Jahren lässt sich neben der fort bestehenden Tendenz zur Verleugnung ein Trend feststellen, der den Status des Opfers aufwertet. Mit Blick auf die vielfältige Opferliteratur führt Reemtsma aus, dass den Opfern eine Art *Deutungsautorität* zugeschrieben werde, als hätten sie „etwas Wesentliches über die Welt zu sagen" (Reemtsma 1999, 209). Diese Entwicklung führt er darauf zurück, dass der Zeitraum von 1914 bis 1945 „mit seinen militärischen und zivilen Massakern ... so etwas wie ein kollektives *Sterblichkeitsbewusstsein* mit sich gebracht" (ebd., 212) habe. Die Memoiren Überlebender seien „der Realitätsbezug dieses Sterblichkeitsbewusstseins ... Das Gewaltopfer weiß etwas, das zu wissen allen not täte,

weil dieses Wissen zu unserem kulturellen Selbstverständnis gehört, aber nicht allen erreichbar ist." (Reemtsma 1999, 212)

So kann das Opfer extremer Gewalt verschiedene Rollen oder Funktionen in der Gesellschaft übernehmen: Es kann als Held gefeiert werden, symbolisiert dauerhaft die schmerzvolle Erinnerung und ist gleichzeitig ein besonderer Zeuge einer für das gemeinsame Selbstverständnis wichtigen Erfahrung.

Besonders deutlich wird die Interdependenz zwischen individueller Verarbeitung und Gesellschaft bei der *Auseinandersetzung mit Schuld*. Der juristische Umgang mit den Taten markiert deshalb etwa beim Übergang von Diktatur zu Demokratie nicht nur die Position der Täter, sondern auch die der Opfer in der „neuen“ Gesellschaft. Opfer erleben den Umgang mit den Tätern zu Recht als Ausdruck dessen, wie die Gesellschaft die Tat beurteilt. Reemtsma spricht in diesem Zusammenhang von der notwendigen „Anerkennung, dass ein Verbrechen Unrecht war, nicht Unglück“ (Reemtsma 2002, 81). Durch die Bestrafung und im damit assoziierten öffentlichen Diskurs drückt eine Gesellschaft aus, ob sie sich eher mit den Opfern oder eher mit den Tätern identifiziert und solidarisiert. Plädoyers für Amnestie und Vergessen oder fehlendes Engagement für Bestrafung wirken auf die Opfer wie eine stille Zustimmung zu dem, was geschah.³

Im Zentrum des Traumas steht die Konfrontation mit dem Tod, der eigenen Todesgefahr oder der Ermordung anderer. Die *Trauer um die Ermordeten*, das Gedenken an die Toten, kann den einzelnen Traumatisierten in die Gemeinschaft einbinden, sie kann aber auch besonders trennend sein. Becker führt aus, „dass viele KZ-Überlebende real den Toten näher stehen als den Lebenden, weil diese Toten das KZ erlebt haben und das Schicksal der Überlebenden verstanden hätten, während wir, die wir nicht im KZ waren, uns mit der Qual auseinandersetzen müssen, von diesem Tod zu hören.“ (Becker 2001c). Für die Überlebenden ist es dann von besonderer Bedeutung, ob auch die Gesellschaft in verschiedenen Formen der Gedenkkultur ihre Verbundenheit und Trauer ausdrücken kann. So

³ Reemtsma spricht von einer notwendigen Resozialisierung: „Es ist das Opfer eines Verbrechens – jedenfalls dann, wenn wir von Trauma sprechen – das der Resozialisierung bedarf. Scheitert diese, wird das Trauma zur biographischen Maßgabe, das Versagen der sozialen Instanzen macht es (das Trauma, A. K.) zum Ausgangspunkt einer Sequenz“ (Reemtsma 2002, 82).

werden die Gedenkstätte in Yad Vashem in Israel und das Vietnam Memorial in Washington als Orte beschrieben, an denen sich Überlebende besonders gut aufgehoben fühlen. Die gesellschaftliche Würdigung und das öffentliche Gedenken an die ermordeten Opfer dient auch der *Reintegration* der Überlebenden.

4. Trauma-Merkmale und trauma-analoge Prozesse auf gesellschaftlicher Ebene

Die bisherige Darstellung machte deutlich, dass das Trauma, insbesondere das Gewalttrauma, noch viel mehr als andere individualpsychologische „Diagnosen“ gleichzeitig ein zutiefst sozialpsychologisches Phänomen ist. „Kollektives Trauma“ ist jedoch erst dann ein sinnvolles Konstrukt, wenn sich nicht nur sozialpsychologische Bezüge aufzeigen lassen, sondern verschiedene Merkmale individueller Traumata auf die kollektive Ebene übertragen werden können. Dabei ist zwischen den verschiedenen Kategorien von Trauma-Merkmalen zu unterscheiden. So wurden bestimmte Gefühle (z. B. Scham), bestimmte Verhaltensweisen (z. B. Vermeiden) und bestimmte Prozesse (z. B. Wiederholungszwang) als charakteristisch für Trauma beschrieben.

Vergleichsweise leicht gelingt die Übertragung bei Gefühlen: Wie beim individuellen Trauma ruft auch ein traumatisches Ereignis, das das Kollektiv als Ganzes betrifft, zunächst starke Gefühle in den Individuen hervor. Da das Individuum jedoch seine Erfahrung mit den Mitgliedern einer Gruppe bzw. eines Kollektivs teilt, tritt es darüber in Austausch mit der Gruppe, es erfährt und erlebt, mit welchen Gefühlen die anderen reagieren. Bereits Freud (1920a) beschrieb in seinen Überlegungen zur Massenpsychologie, dass es in Kollektiven zu einer sehr starken gegenseitigen „*Gefühlsansteckung*“ kommt: Die individuelle Reaktion verliert an Bedeutung, man gleicht sich einander an und entwickelt ein „kollektives Gefühl“. In den meisten Fällen dürften solche kollektiven Gefühle dann auch in geteilte Reaktionsmuster, d. h. in kollektive Verhaltensweisen als Reaktion auf das Trauma münden.

Für *traumaspezifische Prozesse* ist die Übertragung auf das Kollektiv jedoch ungleich schwieriger, wie nun an zwei Beispielen gezeigt wird.

Auf individueller Ebene wurde eine *Dialektik von Auseinandersetzung und Abwehr bzw. Verleugnung* beschrieben, die für einen phasenhaften Verlauf des Traumatisierungsprozesses mitverantwortlich ist. Empirische Untersuchungen zum kollektiven Gedächtnis deuten darauf hin, dass es vergleichbare Phasierungen auch auf kollektiver Ebene gibt. Bis zur Errichtung eines Gedenkortes vergehen zumindest bei kleineren kollektiven Erschütterungen wie der Ermordung von John F. Kennedy oder Martin Luther King typischerweise 20 bis 25 Jahre (Pennebaker/Paez/Rimé 1997). Aber auch für größere kollektive Traumata können phasenhafte Verläufe in der öffentlichen Auseinandersetzung gezeigt werden, wie etwa eine Analyse der Repräsentanz des spanischen Bürgerkrieges in Kinofilmen illustriert (Iguarta/Paez 1997).

Phasen innerhalb eines gesellschaftlichen Verarbeitungsprozesses bedeuten jedoch qualitativ etwas radikal anderes als beim Individuum. Je nach Trauma gibt es innerhalb einer Gesellschaft höchst unterschiedliche, zum Teil entgegengesetzte Perspektiven, die durch die unterschiedlichen Positionen von Tätern, Opfern und Zuschauern während der Gewaltausübung bestimmt werden und in Bezug auf Auseinandersetzung, Verleugnung und Abwehr mit ganz konkreten unterschiedlichen Interessen verbunden sind.

Ein genauerer Blick auf die Prozesse, die etwa der Einrichtung von Gedenkort (Gedenkstätte, Museum, Denkmal) vorangehen, zeigt dementsprechend, dass diese oft Gegenstand erbitterter Auseinandersetzung werden (Schittenhelm 1996). Die Phase der Abwehr kann also besser als Phase beschrieben werden, in der sich (noch) diejenigen durchsetzen können, die gegen das öffentliche Erinnern sind. Pennebaker (1997) vermutet, dass die typischen 20 bis 25 Jahre den Zeitraum markieren, in dem diejenigen, die in irgendeiner Weise für das Geschehen mit verantwortlich sind, noch an der Macht sind und eine intensivere Auseinandersetzung mit der Frage nach der Verantwortung unterbinden können. Vermeidung steht dann nicht mehr für den Selbstschutz des Opfers, sondern häufig für den Schutz der Täter. Gesellschaftliche Traumaauseinandersetzung gehorcht also vor allem der Logik von *Interessenskonflikten*, insbesondere wenn Täter und Opfer(nachkommen) in einer Gesellschaft zusammenleben. Doch auch wenn dieser extreme Gegensatz nicht vorhanden ist, gibt es Interessensunterschiede. In einer auch in dieser Hinsicht sehr besonderen Situation ist die israelische

Gesellschaft. Obwohl hier eine gesamte Gesellschaft als traumatisiertes Kollektiv gelten kann, konnte sich der junge Staat zunächst keine Auseinandersetzung mit dem vergangenen Grauen leisten. Nach der Staatsgründung war man zunächst darum bemüht, eine neue, von einem Gefühl der Stärke geprägte Identität aufzubauen (Bar-On 2001). Erst der Eichmann-Prozess, in dessen Kontext grauenvolle Zeugenaussagen öffentlich bekannt wurden, markierte hier einen gewissen Wendepunkt (Solomon 1996).

Besonders interessant und relevant ist die Übertragung vom Individuum auf das Kollektiv für das traumatypische Phänomen des *Wiederholungszwangs*. Zusammen mit dem Rachebedürfnis könnte er als Erklärung für die Erfahrung dienen, dass Opfer unter bestimmten Umständen die erfahrene Gewalt an anderen auf erschütternd ähnliche Weise wiederholen. So kann das Bedürfnis nach Rache, das bei der individuellen Traumatisierung das Opfer einsam macht, beim kollektiven Trauma den gegenteiligen Effekt haben: Während das Individuum alleine in Konflikt mit den Interessen der Gemeinschaft und mit seinem Ich-Ideal gerät und deshalb meist auf Rache verzichtet, können sich die Rachebedürfnisse der Einzelnen gegenseitig verstärken, wenn es um eine gemeinsame Erfahrung mit einem gemeinsamen Feind geht. Wie bei anderen massenpsychologischen Phänomenen (Freud 1920a) wird das individuelle Über-Ich nach außen projiziert bzw. aufgegeben, es verschmilzt mit einem gemeinsamen Ich-Ideal der Gruppe (das in der Person eines Führers verkörpert werden kann).

Trauma-analog könnte man außerdem formulieren, dass es zum Wiederholungszwang kommt, wenn keine andere Bearbeitungsmöglichkeit gefunden oder weil das Ereignis von einer großen Mehrheit als sehr demütigend erlebt wurde (zur Bedeutung von Rache in der Eskalation von Gewaltspiralen siehe auch Waldmann 2003).

Was kann man nach diesen drei Schritten der Annäherung über die Brauchbarkeit der Diagnose „Kollektives Trauma“ sagen? Es wurde festgestellt, dass sich viele Aspekte dieser komplexen Diagnose sehr deutlich auf kollektiver Ebene finden lassen. Wenn eine Gruppe oder Gesellschaft gemeinsam von einem traumatischen Ereignis betroffen ist, entwickelt sie meist analog zu individuellen Traumareaktionen erstaunlich einheitliche Gefühlsreaktionen und Verhaltensmuster. So lassen sich kollektive Angst, Schuld oder

Scham, aber auch kollektives Vermeiden mit Recht als die kollektive Form der individuellen Traumareaktion bezeichnen. Auf der Ebene von Gefühl und Verhalten ist die Analogie also sehr sinnvoll. Traumasppezifische Prozesse wie der phasenhafte Verlauf (Dialektik) und der Wiederholungszwang findet man ebenfalls auf kollektiver Ebene. Jedoch zeigt sich hier, dass die kollektiven Prozesse zwar auf der Oberfläche den individuellen ähneln – es kommt zu Phasen, es kommt zu szenischen Wiederholungen – sie gehorchen aber auf dieser Ebene einer völlig anderen Logik als beim Individuum, sie werden zu etwas qualitativ anderem.

An dieser Stelle soll die Fragestellung noch einmal präzisiert werden: Im Titel dieses Aufsatzes war von der „Übertragbarkeit“ der Diagnose die Rede, später davon, ob sie „sinnvoll“ und „brauchbar“ sei. Diese Nuancen verweisen auf einen je unterschiedlichen Fokus, der auch unterschiedliche Antworten nahe legt. Streng genommen ist die Übertragung einer individuellen Diagnose auf ein Kollektiv trotz der skizzierten Parallelen theoretisch nicht zulässig. Kollektive funktionieren völlig anders als Individuen, wie nicht zuletzt an den beiden gerade skizzierten Traumaprozessen deutlich wurde. Kollektivdiagnosen sind deshalb zumindest aus sozialpsychologischer Sicht immer fragwürdig, insbesondere weil sie diese Ähnlichkeit der Funktionsweise suggerieren und damit den Blick auf eine korrekte Analyse der kollektiven Prozesse oft verstellen. Andererseits kann man argumentieren, dass der Ausdruck „kollektives Trauma“ ja nicht die genaue Übertragung der einzelnen Merkmale implizieren muss. Als die Metapher Trauma vor mehr als 100 Jahren vom Feld der Medizin ins Feld der Psychologie übernommen wurde, hat sie ebenfalls einen starken Bedeutungswandel erfahren. Zieht man die oben gefundenen Analogien heran, dann unterscheidet sich die kollektive von der individuellen Traumareaktion sogar weit weniger als das psychische Trauma vom körperlichen, etwa dem „Schleudertrauma“. Obwohl nicht alle Elemente des Konstruktes übertragbar sind, könnte man kollektives Trauma zumindest als „sinnvolle Metapher“ bezeichnen, die auf bestimmte Merkmale kollektiver Reaktionen verweist. Diese Metapher kann dann als sensibilisierendes Konzept dienen, das man zur Analyse bestimmter kollektiv bedeutsamer, traumatischer Ereignisse heranzieht. Man kann dann jeweils systematisch untersuchen, welche Aspekte von Trauma auf dieses Ereignis zutreffen und was man dar-

aus – in Analogie zum individuellen Trauma – folgern könnte. Bevor nun abschließend weitere Vor- und Nachteile des Begriffs abgewogen werden, soll ein solches Vorgehen am Beispiel der Terroranschläge vom 11. September 2001 in den USA dargestellt werden.

5. „Der 11. September“ – zwischen Traumatisierung und Instrumentalisierung

Entsprechend der Logik des Artikels werden für den 11. September zunächst individuelle Traumatisierungen und deren Interdependenzen mit der Gesellschaft dargestellt. Anschließend gehe ich auf kollektive Gefühle und kollektive Reaktionsmuster ein, die unmittelbar danach zu beobachten waren. Über mögliche langfristige Folgen im Sinne trauma-analoger Prozesse lassen sich dann auf Grund des geringen zeitlichen Abstandes nur einige hypothetische Aussagen machen.

5.1. Traumata im engeren Sinne

Jenseits breiterer kollektiver Effekte verursacht ein derartiges Ereignis eine sehr große Anzahl von individuellen Traumatisierungen – etwa bei Menschen, die Angehörige verloren haben oder selbst nur knapp entkommen sind. Silver u. a. kommen in einer landesweiten repräsentativen Untersuchung zu dem Schluss, dass noch 6 Monate nach den Anschlägen 5,8% der Bevölkerung unter Symptomen einer posttraumatischen Belastungsstörung litten (Silver u. a. 2002). Insbesondere Kinder entwickelten starke Angstsymptome. In diesem Zusammenhang wurde deutlich, dass offenbar nicht nur Augenzeugen grausamer Ereignisse indirekt traumatisiert werden können, sondern dass bereits die intensive mediale Konfrontation erhebliche psychische Probleme hervorrufen kann. Neben Kindern gilt dies vor allem für Menschen, bei denen das kollektive Trauma alte eigene traumatische oder sehr angstausslösende Erlebnisse reaktiviert (Laub 2002; Anzieu-Premereur 2003; Schechter/Coates/First 2003; Silver u. a. 2002).

Die sichtbaren Opfer des 11. September erfuhren eine enorme Welle von Unterstützung und Sympathiebekundungen. Die „Gesich-

ter des 11. September" waren in den Massenmedien in der Zeit nach den Anschlägen und an den Jahrestagen außergewöhnlich präsent. An die obigen Überlegungen anknüpfend, könnte man sagen, dass die Terroranschläge für die USA eine Art kollektives Sterblichkeitsbewusstsein hervorgerufen haben und dass die Hinterbliebenen oder Überlebenden einen besonderen Zugang zu dem für alle wichtigen Ereignis eröffnen. Vermutlich werden die Erzählungen der Opfer Teil der kollektiven Bilder, der gemeinsamen Repräsentanz bzw. der gemeinsamen Erzählung. In gewisser Hinsicht waren sie eingebunden in eine Gesellschaft, die sich insgesamt als Opfer fühlte. Dennoch dürfte auch für diese Opfer die beschriebene Ambivalenz gelten: Mit dem Ausmaß des Schreckens und mit der bitteren Erkenntnis, dass die Wunden eben nicht schnell verheilen, will die Gemeinschaft auf Dauer nicht konfrontiert werden. Auch haben sich die "Families of September 11" selbst organisiert und an vielen Stellen Unzufriedenheit signalisiert. Viele kritische Stimmen gegen den Krieg in Afghanistan kamen von Hinterbliebenen, die ihre ermordeten Angehörigen instrumentalisiert sahen. Auf Dauer dürfte auch hier das Aufgehobensein der traumatisierten Opfer im (symbolisch) traumatisierten Kollektiv eher Wunsch als Wirklichkeit sein.

5.2. Geteilte Gefühle jenseits direkter Traumatisierung

Neben massenhaften psychischen Beschwerden im engeren Sinne, kam es zu einer Reihe intensiver geteilter, „kollektiver“ Gefühle, am häufigsten wohl zu latenten und immer wieder aufflackernden Ängsten. So wurden Alpträume, Schlaflosigkeit und eine erhöhte Angstneigung bei spezifischen Tätigkeiten beschrieben, oder aber ängstliche Assoziationen gegenüber relevanten Auslösern wie etwa tiefer fliegenden Flugzeugen. Offensichtlich hatten 40% der Kinder – um ein Vielfaches mehr als sonst – in den USA nach den Anschlägen wieder im Bett ihrer Eltern geschlafen (Schechter/Coates/First 2003). Neben der Angst kann man von einer weit verbreiteten Erschütterung wichtiger Grundüberzeugungen ausgehen: „Auf einmal war Amerika nicht mehr länger das unbesiegbare und sichere Land“, kommentiert die Psychoanalytikerin Anzieu-Premereur (2003, 280). Mit Recht kann hier in der Trauma-Terminologie von einer

grundlegenden, gemeinsamen Erschütterung des Selbst- und Weltverständnisses gesprochen werden. Brockhaus verweist in diesem Kontext auf folgende Grundüberzeugungen:

- „1. Wir gehen davon aus, dass uns nichts geschehen kann, wenn wir uns vernünftig und vorsichtig verhalten. Die Terrorkatastrophe lehrt uns, dass wir unabhängig von unserem Tun, unabhängig von unseren Merkmalen jederzeit und an jedem Ort Opfer werden können.
2. Die Welt ist ein sicherer, geordneter, voraussehbarer Ort, an dem mein Handeln bestimmte Effekte hat. Durch den Terroranschlag erfahre ich die Welt als einen Ort voller unbeeinflussbarer Schrecken, denen ich hilflos ausgeliefert bin.
3. Ich kann mich prinzipiell aufgehoben fühlen in der Verbundenheit mit anderen Menschen. Ich erlebe, dass ich für die Terroristen ein Objekt von Hass, Verachtung oder Gleichgültigkeit bin, das sie für lebensunwert erklären. Das Erleben von Terror geht mit einem dramatischen Verlust von Vertrauen in die Menschen einher.
4. Ich bin ein guter, wertvoller Mensch. Traumatische Erlebnisse verändern das Selbstverständnis, die Menschen erleben sich selber nicht nur als schwach und hilflos, sondern auch als moralisch unwert: Good things happen to good people – bad things happen to bad people. Im Umkehrschluß heißt das dann: mir passierte etwas Böses, also bin ich auch böse ...“ (Brockhaus 2003, 363)

Eng verbunden mit den Gefühlen der Erschütterung und der Angst ist das Gefühl von Ohnmacht, das besonders schwer auszuhalten ist, wenn man – wie im westlichen Weltbild üblich – die Welt im Wesentlichen für kontrollierbar hält (Brockhaus 2003). Verstärkt wurden solche Gefühle durch das anfängliche Fehlen einer stimmigen Erklärung (Bekennerschreiben) und die fortgesetzte Bedrohung in der Zeit danach. Eine weitere Facette der „kollektiven Stimmungslage“ erklärt sich aus dem spezifischen Charakter der Katastrophe: Durch die Anschläge wurde die mächtigste Nation der Welt von viel weniger Mächtigen so sehr getroffen, wie es sich kaum jemand vorher vorstellen konnte. Neben der je persönlichen Erschütterung darüber, einfach für vernichtenswert erklärt zu

werden, hat dies vermutlich weit verbreitete Gefühle der Demütigung und Scham ausgelöst. Fasst man dies zu einem gemeinsamen Gefühl zusammen, dann könnte man sagen: Das Selbstwertgefühl als Nation wurde angegriffen. Nach dem Angriff war es schwieriger, stolz auf seine nationale Identität als Amerikaner zu sein – und umso mehr spielten Symbole nationaler Identität (wie die Fahne) eine wichtige Rolle in den Reaktionen (s. u.).

5.3. Die unmittelbaren Reaktionen: Muster kollektiver Abwehr?

Diese von vielen geteilten Gefühle mündeten unmittelbar in bestimmte, wiederum weitgehend geteilte Reaktionsmuster. Sie können als Muster kollektiver Abwehr oder Versuche von „Reparatur der Ohnmacht“ (Brockhaus 2003) bzw. Auswege aus dem traumatischen Erleben gesehen werden.

Als zentralen Mechanismus im Umgang mit den Ereignissen des 11. September sieht Bauriedl (im Interview mit der Verfasserin am 02.08.02; vgl. Kühner 2003) so genannte „Spaltungsprozesse“. Wenn Menschen sich besonders bedroht fühlen, neigen sie dazu, nicht mehr differenziert wahrzunehmen, sondern teilen die Welt in nur Gute und nur Böse auf. Obwohl es zunächst keinen klaren Verursacher gab, wurde sehr schnell ein klares Feindbild konstruiert, wie sich auch in der Rhetorik von der „Achse des Bösen“ zeigte. Wenn so eine starke Spaltungsdynamik vorherrscht, dann werden diejenigen, die eine Zwischenposition zu formulieren versuchen, schnell in die Nähe der Täter gerückt. Dies galt sowohl für die Europäer als auch für „Abweichler“ im eigenen Land. Die Logik „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ (vgl. Bauriedl in Kühner 2003) erzeugte einen massiven *Homogenitätsdruck*. Diese Homogenität stellt das erschütterte Gefühl der Verbundenheit wieder her, schafft eine „zusammengeschmiedete verschmolzene Gemeinschaft, in der einer für den anderen eintritt“ (Brockhaus 2003, 365). Zusammen mit der Spaltungsdynamik führt dies zu einem Wiedergewinn von Sicherheitsgefühl.

Am deutlichsten und auch von außen sehr spürbar war der *Schutz vor unerträglichen Gefühlen* in Bezug auf das Thema *Schuld*. Während im europäischen Diskurs sehr schnell eine indirekte Mitschuld des Westens diskutiert wurde, wurde dieser Gedanke in den

USA mit einer Vehemenz zurückgewiesen, die auf tiefgehende psychologische Prozesse schließen lässt. Wie oben beschrieben, ist der Umgang mit möglicher Mitschuld oder moralischer Verantwortung eines der sensibelsten Themen der Traumabearbeitung: Wenn das Opfer selbst mit sich ringt, ob es nicht vielleicht doch die Tat verdient habe, dann verstärkt die kritische Nachfrage die „innere Stimme des Täters“ bis zum Unerträglichen. Vermutlich kann die wichtige Frage nach den Ursachen erst mit größerem Abstand von den Ereignissen ertragen werden. Die Europäer als Zuschauer hatten diesen Abstand und gerieten dadurch aus der Sicht vieler US-Amerikaner in die Rolle eines Zuschauers, der dem Täter heimlich applaudiert (Bauriedl 2002).

Brockhaus weist darauf hin, dass Menschen in Situationen starker Erschütterung versuchen, ihre Sicherheit auch durch eine *fürsorgliche Elternfigur* wiederzugewinnen (Brockhaus 2003). Der damalige New Yorker Bürgermeister Giuliani konnte diese Rolle zunächst besser übernehmen als Präsident Bush, der stark dafür angegriffen wurde, dass er sichtlich schwach und schockiert war und sich erst zwei Tage nach dem Anschlag der Nation zeigte. „Er durfte nicht unsere Hilflosigkeit teilen, sondern sollte Souveränität und Siegesgewissheit zeigen und es brachte ungeheure Erleichterung, als er diese Rolle dann fand“ (Brockhaus 2003, 364). Nach anfänglicher Hemmung reagierte die Regierung schließlich auf die Sicherheits- und Kontrollwünsche mit einem sehr starken Führungsanspruch. Dass dieser so lange sehr stark akzeptiert wurde, hängt vermutlich mit der starken Verunsicherung und Schutzbedürfnissen zusammen.

5.4. Mögliche langfristige Folgen des 11. September

Die hier dargestellten Reaktionsmuster sind als unmittelbare kurzfristige Stabilisierungsversuche in Reaktion auf massive Gefühle verstehbar. Behält man die Trauma-Analogie bei, dann markieren sie den Anfang eines längeren Prozesses, in dessen Verlauf das Trauma zwar im Alltag weniger sichtbar wird, aber sehr wohl weiterhin wirksam bleiben kann. Hier ist die anfangs eingeführte Unterscheidung zwischen Stress und Trauma hilfreich: Waren die Folgen des 11. September nur Belastung und Stress und konnten durch die geschilderten Reaktionsmuster in das Selbst- und Weltbild integriert

werden, oder sprengten diese Ereignisse die Möglichkeiten von Verarbeitung und Integration? Einiges spricht für die These, dass die Ereignisse mehr als „normativer Stress“ waren und nicht ohne weiteres integriert werden konnten. So verweist etwa Bauriedl (vgl. Kühner 2003) auf die fehlende Trauerarbeit im Kontext des 11. September und Becker führt in Bezug auf die massive Ohnmacht ebenfalls aus: „Aus Trauma heraus finden Sie nicht dadurch, dass Sie allmächtig werden, sondern dadurch dass Sie die Ohnmacht, die sie erlitten haben, betrauern können“ (Becker, zit. n. Kühner 2003, 35). Folgen wir der skizzierten Interpretation von Brockhaus, dann ging es in der Folge der Anschläge um eine schnelle Reparation der Ohnmacht und um eine schnelle Wiederherstellung von Sicherheit. In Analogie zur Traumatherapie könnte man von einer Art Stabilisierungsphase (vgl. Reddemann/Sachsse 1997) sprechen, die zwar die zunächst notwendige Beruhigung und subjektive Besserung bringt, aber keine Integration des Traumas.

Insgesamt dürfte der 11. September deshalb als schwer integrierbare traumatische kollektive Erinnerung funktionieren. Stärker als bei anderen bedeutsamen Inhalten des kollektiven Gedächtnisses, ist das kollektive *Trauma* nicht nur als kognitive gemeinsame Repräsentanz der Ereignisse gespeichert, sondern mit sehr starken Gefühlen verbunden. Vamik Volkan, den die Bedeutung einschneidender Erlebnisse für die Identität von Großgruppen interessiert, beschreibt eine Art Latenz-Effekt, wenn er ausführt, dass in Krisenzeiten auch nach Jahrzehnten das Zeitgefühl zusammenbrechen könne und ein (kollektives) Trauma⁴ plötzlich so erlebt werde, als hätte es gestern stattgefunden (Volkan 1999a, 1999b, 1999c): Wie beim individuellen „flashback“ sind die Gefühle wieder so da wie im Moment des ursprünglichen Ereignisses. Dieser Effekt dürfte durch die hohe Bedeutung der medialen Vermittlung bei diesem kollektiven Trauma sogar noch stärker sein. Es gibt also eine Art Reservoir starker kollektiver Gefühle, das immer wieder aktiviert werden kann. Dabei kann man sich verschiedene Auslöser vorstellen. Einerseits kann jede terroristische Bedrohung den „flashback“ auslösen und wird sich sehr schnell mit den Erinnerungen an den 11. September verbinden: „Es könnte wieder genauso

⁴ Volkan selbst spricht von „gewählten Traumata“ analog zu „gewählten Ruhmesblättern“, die als kollektive Bezugsereignisse von hoher emotionaler Bedeutung die Identität der Großgruppe prägen.

werden ...“ Andererseits kann dieses „Reservoir“ auch bewusst politisch instrumentalisiert werden. Der „11. September“ wird zumindest innenpolitisch weiterhin kein neutrales Argument sein, sondern wird sich in besonderem Maße dazu eignen, breite Zustimmung zu Entscheidungen zu ermöglichen, die Schutz gegen eine Wiederholung versprechen.

6. Schluss

Vor dem Hintergrund dieses Beispiels soll nun abschließend beurteilt werden, inwiefern und unter welchen Umständen diese „neue“ sozialpsychologische Beschreibung sinnvoll ist. Ich werde dafür zunächst wichtige Probleme aufzeigen, die für sich genommen gegen die Verwendung der Diagnose sprechen würden. Da es jedoch auch entscheidende Chancen mit sich bringt, am Traumadiskurs anzuknüpfen, werde ich schließlich für eine Art Synthese plädieren: Unter Berücksichtigung der Grenzen kann man die Diagnose und mit ihr die vielschichtigen Erkenntnisse über Trauma sehr wohl als sinnvollen Ausgangspunkt für weitere differenzierte Analysen nutzen.

Doch zunächst zu den Grenzen: Wie bei vielen individuellen psychologischen Diagnosen gilt auch für diese sozialpsychologische, dass nicht das Phänomen an sich neu ist, sondern dass sich durch eine neue Bezeichnung auch die Beschreibung und Erkenntnis verändert. Beurteilt werden muss also unter anderem, ob dieses neue Konstrukt Vorteile gegenüber früheren bietet. Die bekannteste Analyse, die die Folgen eines der massivsten Einschnitte in der „Kollektiven Identität“ einer Nation thematisiert, ist die psychoanalytische Studie der Mitscherlichs (Mitscherlich/Mitscherlich 1968) die im Deutschland der 60er Jahre eine „Unfähigkeit zu trauern“ diagnostizierten. Diese Studie, lange vor dem Trauma-Boom entstanden, kommt ganz ohne die Trauma-Terminologie aus. Die Mitscherlichs gehen von ihren Beobachtungen aus und beschreiben einzelne psychologische Phänomene, z. B. die Dynamik kollektiver Schuldgefühle. Insbesondere benutzen sie dabei Freuds Erkenntnisse über Massenpsychologie.

Gut zwanzig Jahre später, nach dem Reaktorunglück von Tschernobyl 1986, interessierten sich Sozialpsychologen für die „kollektiven Ängste“ und Angstbewältigungsmechanismen, die

diese und andere vergleichbare Katastrophen auslösten (z. B. Keupp 1987). Auch sie kamen nicht auf die Idee, systematisch auf Erkenntnisse über Trauma zurückzugreifen, sondern fokussierten auf ein Gefühl, das man als Teilaspekt eines Traumas sehen könnte. Beide Beispiele würden heute sicher mit der Trauma-Terminologie analysiert.

Am Beispiel der Folgen des Holocaust bzw. der NS-Zeit wird aus meiner Sicht die wichtigste Grenze bzw. Problematik der Trauma-Analogie deutlich: In der Literatur taucht der Holocaust inzwischen sowohl als kollektives oder nationales Trauma der Deutschen als auch als kollektives Trauma der Juden auf. Zwar gibt es individuell so etwas wie ein „Tätertrauma“, insbesondere eine komplexe Verschränkung von Täteranteilen und Opferanteilen, die eine Art „moralisches Trauma“ hervorrufen (vgl. Vietnam- Trauma s. o.; vgl. die psychische Schädigung bei Kindern von Nazi-Tätern, z. B. Bar-On 1996). Als Kollektiv sind die nichtjüdischen Deutschen jedoch auf völlig entgegengesetzte Weise durch den Holocaust beschädigt als die Juden, so dass der gemeinsame Begriff „kollektives Trauma“ keinen Erkenntnisgewinn darstellt, sondern eher verzerrt. Dan Diner (1986) schlägt hier eine interessante Alternative vor, mit der die Prägung der beiden Kollektive beschrieben werden kann. Er spricht von einer durch den Holocaust entstandenen „negativen Symbiose“ zwischen nichtjüdischen Deutschen und Juden. Täter- und Opferkollektiv sind in ihrer Identität durch das gleiche Ereignis in radikal unterschiedlicher Weise maßgeblich geprägt – und damit unausweichlich aufeinander bezogen. Der Begriff der „negativen Symbiose“ verweist damit auf eine mögliche Lösung eines dem Konzept kollektives Trauma insgesamt innewohnenden Dilemmas. Für viele Fälle, insbesondere für den Holocaust, ist es entscheidend, die kollektiven Auswirkungen auf beiden Seiten und auf die künftige Beziehung der beiden Kollektive zu erfassen. Trauma beschreibt jedoch nur die Folgen für die Opferseite. Statt parallelisierend vom „Trauma der Täter“ zu sprechen, bewährt sich hier meines Erachtens eher ein Vorgehen wie das der Mitscherlichs oder Diners, die von Beobachtungen ausgingen, diese als einzelne psychologische Phänomene beschrieben und dann eine eigene spezifische Bezeichnung entwickelten.

Ein weiteres großes Problem des Operierens mit dem Begriff „kollektives Trauma“ wird ebenfalls bereits an den hier erwähnten Beispielen deutlich: Durch die breite Verwendung des Begriffs

werden so radikal unterschiedliche Ereignisse wie der Holocaust und der 11. September in einen gemeinsamen Erklärungs- und Bedeutungszusammenhang gebracht. Ist diese Art der Subsummierung schon für das individuelle Trauma fragwürdig (vgl. obiges Zitat von Niethammer), dann gilt das umso mehr für das kollektive. Mit Blick auf die große Bandbreite würde ich deshalb dafür plädieren, in der Analyse kollektiver Ereignisse lieber das Spezifische und Konkrete zu fokussieren, als vorschnelle Trauma-Analogien und Vergleiche heranzuziehen. Die oben beschriebenen theoretischen Bedenken gegen die Übertragbarkeit können dieses Plädoyer nur unterstreichen.

Andererseits gilt: Das massive Anwachsen des Trauma-Diskurses hat neben den vielen problematischen Effekten (Verwässerung usw.) auch sehr differenzierte und verbesserte Erkenntnisse über Trauma hervorgebracht. In Bezug auf das individuelle Trauma werden Schutzbedürfnisse zunehmend stärker anerkannt, die Art der innerpsychischen Schädigung durch Gewalt (s. o. „Spuren des Täters im Opfer“) wird immer besser verstanden. An der hier versuchten Analyse des 11. September wird meines Erachtens deutlich, dass es sehr hilfreich ist, solche Trauma-Erkenntnisse auch auf kollektive Phänomene zu beziehen und damit die Analogie zu benutzen. Trotz aller Skepsis denke ich, dass dies für viele Fälle kollektiver Traumatisierung gilt. Die Übertragung ist dabei umso einfacher, je homogener das Kollektiv und je ähnlicher die Betroffenheit durch das Ereignis ist. Je mehr sich die Betroffenheit innerhalb des interessierenden Kollektivs unterscheidet, desto wichtiger ist es jedoch, nicht nur die Logik von Traumata, sondern gleichzeitig die Logik von Interessenkonflikten zu bedenken.

Ob man nun wirklich von einem kollektiven Trauma spricht, oder einfach nur Trauma-Erkenntnisse zur Analyse derartiger Kollektiv-Ereignisse heranzieht, hängt davon ab, wie streng man mit Begriffen sein will. Als ich für die diesem Text zugrunde liegende Studie den bekannten Traumaexperten David Becker interviewte (Kühner 2003), formulierte dieser trotz aller Bedenken gegen Trauma-Inflation und Trauma-Geschäft (vgl. Becker 2001a), dass das dadurch gewachsene Bewusstsein für die oft unheilbaren Folgen von Gewalt dennoch ein großer Fortschritt sei. Trauma sei sozusagen „eine nützliche Metapher“.

Meines Erachtens gilt diese skeptische Schlussfolgerung für „kollektives Trauma“ ähnlich: Man muss sich bewusst bleiben, dass

Kollektivdiagnosen per se symbolisch⁵ sind, und dass sich hinter der Einheit des Kollektivs trotz des gemeinsamen Traumas eine Vielfalt von Individuen verbirgt. Unter dieser Voraussetzung ist das Konstrukt „kollektives Trauma“ sehr gut dazu geeignet, sich den komplexen Prozessen anzunähern, die von „man made disasters“ ausgelöst werden. Wie oben angedeutet, bin ich darüber hinaus der Meinung, dass eine umfassende „Theorie kollektiver Traumata“ interdisziplinär erst noch zu erarbeiten ist. Ich halte dies für ein äußerst fruchtbares Unterfangen, an der sich die Psychologie – wie hier dargestellt – „vom Trauma kommend“ beteiligen könnte.

Literatur

- Anzieu-Premereur, Christine (2003): New York nach dem 11. September 2001, in: Thomas Aucter/Christian Büttner/Ulrich Schultz-Venrath/Hans-Jürgen Wirth (Hrsg.): Der 11. September. Psychoanalytische, psychosoziale und psychohistorische Analysen von Terror und Trauma. Gießen: Psychosozial, S. 280–301.
- Brockhaus, Gudrun (2003): Die Reperatur der Ohnmacht. – Zur Politischen Psychologie des 11. September, in: Thomas Aucter/Christian Büttner/Ulrich Schultz-Venrath/ Hans-Jürgen Wirth (Hrsg.): Der 11. September. Psychoanalytische, psychosoziale und psychohistorische Analysen von Terror und Trauma. Gießen: Psychosozial, S. 357–379.
- Bar-On, Dan (1996): Die Last des Schweigens. Hamburg: Rowohlt.
- Bar-On, Dan (2001): Die „Anderen“ in uns. Dialog als Modell der interkulturellen Konfliktbewältigung. Hamburg: Edition Körber Stiftung.
- Becker, David (1992): Ohne Hass keine Versöhnung. Freiburg: Herder.
- Becker, David (2001a): Trauma, Traumabehandlung, Traumageschäft, in: Catherine Moser/Doris Nyfeler/Martine Verwey (Hrsg.): Traumatisierung von Flüchtlingen und Asyl Suchenden. Zürich: Seismo, S. 18–30.
- Becker, David (2001b): Wenn die Gesellschaft in der Psychoanalyse durchbricht: Zum Umgang mit Traumata in Theorie und Praxis. Vortrag zum Symposium „Das Schweigen der Psychoanalyse im öffentlichen Raum“ am 1.12.2001 in Berlin.
- Brainin, Elisabeth/Ligeti, Vera/Teicher, Sammy (1984): Psychoanalytische Überlegungen zur Pathologie der Wirklichkeit, in: Hans Stoffels (Hrsg.): Terrorlandschaften der Seele. Regensburg: S. Roderer, S. 54–72.
- Diner, Dan (1986): Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz. Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart, 1, S. 9–20.
- Eitinger, Leo (1964): Concentration Camp Survivors in Norway and Israel. The Hague: Martinus Nijhoff.

⁵ In der zitierten Studie (Kühner 2003) schlage ich deshalb vor, von „kollektivem symbolvermitteltem Trauma“ zu sprechen.

- Eitinger, Leo (1980): The Concentration Camp Syndrome and its Late Sequelae, in: Joel E. Dimsdale (Ed.): Survivors, Victims and Perpetrators. New York: Hemisphere Publ., pp. 127–162.
- Ferenczi, Sandor (1972): Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Schriften zur Psychoanalyse, Bd. II. Frankfurt a. M.: Fischer. [Original 1933]
- Fischer, Gottfried/Riedesser, Peter (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Ernst Reinhardt.
- Freud, Sigmund (1920a): Massenpsychologie und Ich-Analyse. Gesammelte Werke, Bd. 13. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, Sigmund (1920b): Jenseits des Lustprinzips. Gesammelte Werke, Bd. 13. Frankfurt a. M.: Fischer
- Herman, Judith (1993): Die Narben der Gewalt. München: Kindler.
- Iguarta, Juanjo/Paez, Dario (1997): Art and Remembering Traumatic Collective Events: The Case of the Spanish Civil War, in: James Pennebaker/Dario Paez/Bernand Rime (Eds.): Collective Memory of Political Events. Social Psychological Perspectives. New Jersey: Lawrence Erlbaum, S. 79–102.
- Keupp, Heiner (1987): „Mit der Kernkraft leben – nach Tschernobyl – Das Ende der „atomaren Gelassenheit“? in: Heiner Keupp: Riskante Chancen. Heidelberg: Asanger, S. 43–57.
- Keilson, Hans (1979): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Stuttgart: Enke.
- Krause, Rainer (2001): Affektpsychologische Überlegungen zur menschlichen Deaktivität. Psyche 9/10, S. 934–960.
- Kühner, Angela (2003): Kollektive Traumata. Annahmen, Argumente Konzepte. Eine Bestandsaufnahme nach dem 11. September 2001. Berghof Report Nr. 9, Berlin. (Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung) (<http://www.berghof-center.org/publications/reports/preview/br9do.pdf>, 08.12.2004)
- Laplanche, Jean/Pontalis Jean-Bertrand (1972): Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Laub, Dori (2002): September 11, 2001 – An Event without a Voice. Vortrag auf der Tagung des Trauma Research Networks, 26.–28.6.2002, Wiesbaden-Naurod.
- Landau, Ruth/Litwin, Howard (2000): The Effects of Extreme Stress in Very old Age. Journal of Traumatic Stress, 13, 3, pp. 223–231.
- Lira, Elisabeth (1997): Remembering: Passing back through the Heart, in: James Pennebaker/Dario Paez/Bernand Rimé (Eds.): Collective Memory of Political Events. Social Psychological Perspectives. New Jersey: Lawrence Erlbaum, pp. 223–236.
- Mitscherlich, Alexander/Mitscherlich, Margarete (1968): Die Unfähigkeit zu trauern. München: Piper.
- Niethammer, Lutz (1995): Diesseits des „Floating Gap“. Das kollektive Gedächtnis und die Konstruktion von Identität im wissenschaftlichen Diskurs, in: Kristin Platt/Mihran Dabag (Hrsg.): Generation und Gedächtnis. Opladen: Leske & Budrich, S. 25–50.
- Pennebaker, James/Paez, Dario/Rimé, Bernand (1997): Collective Memory of Political Events. Social Psychological Perspectives. New Jersey: Lawrence Erlbaum.

- Reddemann, Luise/Sachsse Ulrich (1997): Stabilisierung. Persönlichkeitsstörungen, 1, 3, S. 113–147.
- Reemtsma, Jan Philipp (1999): „Trauma“ – Aspekte der ambivalenten Karriere eines Begriffs. Persönlichkeitsstörungen, 3, 4, S. 207–215.
- Reemtsma, Jan Philipp (2002): Die Gewalt spricht nicht. Stuttgart: Reclam.
- Rieck, Mirjam (1991): Die Nachkommen der Holocaust-Überlebenden. Ein Literaturüberblick, in: Hans Stoffels (Hrsg.): Schicksale der Verfolgten. Regensburg: S. Roderer, S. 129–147.
- Schechter, Daniel/Coates, Susan/First, Elsa (2003): Beobachtungen von akuten Reaktionen kleiner Kinder und ihrer Familien auf die Anschläge auf das World Trade Center, in: Thomas Auchter/Christian Büttner/Ulrich Schultz-Venrath/Hans-Jürgen Wirth (Hrsg.): Der 11. September. Psychoanalytische, psychosoziale und psychohistorische Analysen von Terror und Trauma. Gießen: Psychosozial, S. 268–279.
- Schittenhelm, Karin (1996): Zeichen, die Anstoß erregen: Mobilisierungsformen zu Mahnmalen und Außenskulpturen. Opladen: Leske & Budrich.
- Silver, Roxane Cohen/Holman, Alison/McIntosh, Daniel/Poulin, Michael/Gil-Rivas, Virginia (2002): Nationwide Longitudinal Study of Psychological Responses to September 11. Journal of The American Medical Association, 288, 10, pp. 1235–1244.
- Shay, James (1994): Achilles in Vietnam: Combat Trauma and the undoing of character. New York: Atheneum.
- Solomon, Zahava (1996): Jüdische Überlebende in Israel und im Ausland. Mittelweg, 2, S. 23–38.
- Steinweg, Reiner (2002): Traumata als politische Zeitbomben und wie sie – vielleicht – entschärft werden könnten. Überlegungen zur Langzeitwirkung des 11. September und der Infrastrukturzerstörung im Westjordanland, in: Jörg Calließ (Hrsg.): Zivile Konfliktbearbeitung im Schatten des Terrors, Loccumer Protokolle Bd. 58/02, Ev. Akademie Loccum.
- Volkan, Vamik D. (1999a): Blutsgrenzen. Bern/München/Wien: Scherz.
- Volkan, Vamik D. (1999b): Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte. Gießen: Psychosozial.
- Volkan, Vamik (1999c): Wenn Feinde reden: Psychoanalytische Erkenntnisse aus arabisch-israelischen Gesprächen. Sigmund Freud-Gesellschaft, 1, S. 11–23.
- Waldmann, Peter (2003): Terrorismus und Bürgerkrieg: der Staat in Bedrängnis. München: Gerling Akademie Verlag.

Die Autorin:

Dipl.-Psych. Angela Kühner, Gentzstr. 4, 80796 München,
angelakuehner@web.de

**Journal für Konflikt- und Gewaltforschung (JKG),
6. Jg., Heft 1/2004**

**Journal of Conflict and Violence Research,
Vol. 6, 1/2004**

Herausgeber:

Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld (Vorstand: Günter Albrecht, Britta Bannenberg, Joachim Brüß, Rainer Dollase, Wilhelm Heitmeyer, Jürgen Mansel, Nils Thiel)

Wissenschaftlicher Beirat:

Jens Dangschat (Wien), Manuel Eisner (Cambridge), Hartmut Esser (Mannheim), Friedrich Heckmann (Bamberg), Hans-Gerd Jaschke (Münster), Wolfgang Kühnel (Berlin), Alf Lüdtke (Erfurt/Göttingen), Amélie Mummendey (Jena), Gertrud Nunner-Winkler (München), Karl F. Schumann (Bremen), Helmut Thome (Halle), Michael Vester (Hannover), Peter Waldmann (Augsburg)

Redaktion:

Wilhelm Heitmeyer, Peter Imbusch, Kurt Salentin (verantwortlich), Peter Sitzer, Gisela Wiebke, Stefanie Würtz

Cover:

Doris Voss, Audiovisuelles Zentrum der Universität Bielefeld

Gesamtherstellung:

Druckerei Hans Gieselmann, Bielefeld

Aboverwaltung/Rechnungswesen:

Sabine Passon, Tel.: 0521/106-3163

Anschrift der Redaktion:

Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld, Universitätsstr. 25, 33615 Bielefeld, Tel.: 0521/106-3163; Fax: 0521/106-6415; E-Mail: ikg@uni-bielefeld.de

Erscheinungsweise:

Zweimal jährlich (15. April und 15. Oktober)

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement: € 20 (ermäßigt für Studierende und Erwerbslose: € 15); Einzelhefte: € 12,50 (ermäßigt € 7,50). Preise jeweils zzgl. Versandkosten. Schriftliche Bestellungen bitte an die Redaktionsanschrift oder an den Buchhandel (ISSN 1438-9444).

Das „Journal für Konflikt- und Gewaltforschung“ wird für folgende Referateorgane ausgewertet: SOLIS, Sociological Abstracts, Social Services Abstracts, Worldwide Political Science Abstracts und Linguistics and Language Behavior Abstracts.

Themenschwerpunkt: Evaluation von Gewaltprogrammen

Editorial

6

Ulrich Wagner

Ansätze und Ergebnisse von Projektevaluation – Einige Überlegungen zu Präventionsprogrammen gegen Fremdenfeindlichkeit

8

Dirk Halm, Horst Metag und Stefanie Gosejohann
Förderung von Kommunikations- und Handlungstechniken bei Fußballschiedsrichtern in spielbedingten Konfliktsituationen

19

Heinz Lynen von Berg und Kerstin Palloks

Evaluierung eines Programms zur Stärkung der Zivilgesellschaft – Anlage, Konzeption und Vorgehensweisen der wissenschaftlichen Begleitforschung des „CIVITAS-Programms“, Teil 1

41

Beate Küpper und Andreas Zick

Interkulturelle Kompetenz im Polizeialltag – Evaluation eines Trainings

70

Analysen

Angela Kühner

Kollektive Traumata – Annäherungen an eine sozialpsychologische Diagnose mit Blick auf den 11. September

97

Brynjar Lia und Katja H.-W. Skjølberg

Warum es zu Terrorismus kommt – Ein Überblick über Theorien und Hypothesen zu den Ursachen des Terrorismus

121

Bericht aus laufendem Forschungsprojekt*Christian Babka von Gostomski*Mortalitätsprobleme beim IKG-Jugendpanel 2001 bis 2003 **164****Besprechungssessay***Jörg Hüttermann*Heinz Messmer: Der soziale Konflikt – Kommunikative
Emergenz und systemische Reproduktion, Stuttgart: Lucius &
Lucius 2003. **171**